

Unsere Tibeter im Spiegel ausländischer Zeitungen

Autor(en): **Braumann, Randolph / Pröhl, Grete**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Schweizerische Rote Kreuz**

Band (Jahr): **73 (1964)**

Heft 8

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-974934>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

UNSERE TIBETER IM SPIEGEL AUSLÄNDISCHER ZEITUNGEN

Das Wagnis, Menschen anderer Rasse und fremder Denkungsart in der Schweiz eine neue Heimat zu gewähren, ist auch im Ausland verfolgt und viel beachtet worden. Manches Mal kamen Journalisten aus anderen Ländern zu Besuch in eines der acht Tibeterheime und berichteten dann in ihren Zeitungen über die gewonnenen Eindrücke. Der Beitrag «Lhasa, einsam und fern» stammt aus der deutschen Wochenzeitung «Rheinischer Merkur», den zweiten Artikel «Vom Dach der Welt in die Schweiz» entnehmen wir der «Stuttgarter Zeitung».

Die kritischen Betrachtungen mögen den manchmal gehörten Vorwurf entkräften, man betrachte die Tibeterfrage oft allzu sehr im Licht einer wohlwollenden Hilfsbereitschaft, die über Fehler und Enttäuschungen hinwegsieht. Doch manchem Einwand zum Trotz: Die Tibeter, jene in Indien und Nepal ebenso wie die in der Schweiz angesiedelten, bedürfen nach wie vor unserer Hilfe, um ihre Not zu meistern.

«LHASA, EINSAM UND FERN»

Von Randolph Braumann

Das spanische Reiterlied, das eigentlich etwas anders beginnt («Cordoba, einsam und fern . . .»), nähert sich schon in seiner ersten Zeile dem Leid. Ich weiss nicht, warum es mir durch den Kopf ging, an jenem Mittag im Regen, im alten Bergbauernhaus über Ebnat im Appenzellerland. Der Regen war ein Zeichen des Himmels; eine müde Sonne blickte durch einen dicken Schleier auf diese Welt, in der so vieles in Auflösung war. Dahinter steckte eine Sünde, und alle, Unschuldige wie Schuldige, müssen sie bezahlen.

Ein paar Tibeter sassen auf der Wiese neben dem Haus. Die älteren spielten Karten; es störte sie nicht, dass der Regen durch die Zweige des Birnbaums tropfte. Die jüngeren jagten einen Fussball; man sah die Spuren, die der Ball zog, im nassen Gras. Frauen waren nicht zu sehen. Sie standen um diese Zeit in der Küche, um Momos und Schabagles zu bereiten: kleine Fleischstücke, die man in Nudelteig wickelt und in kochendem Wasser warm werden lässt oder im Oel bäckt.

Es regnete und alles, was in dieser Stunde, in dieser Minute geschah, geschah auf eine seltsame Weise im Präsens: Tibeter, Männer, Frauen, Kinder, auf einem alten schweizerischen Bauernhof; es läuten im Tal die Glocken der evangelischen Dorfkirche, und oben, von Baum zu Baum gespannt vor der Talseite des Bauernhofes, verwitterte Gebetsfahnen. Es stimmt: Anfang und Ende dieses Tages im Holz-Drachen-Jahr 1964 stehen im Präsens, obwohl sie doch verschiedenen Zeitstufen angehören müssten. Diese Welt hat vieles weggenommen, auch die Zeit und die kausale Verkettung.

Chinesen haben Tibet «befreit», Tibeter sind geflüchtet. Sie flüchteten nach Nepal, nach Indien. Aber dort fanden sie keine neue Heimat. Sie zogen weiter. Zweihundert kamen in die Schweiz. Sie wohnen in acht Siedlungen: zum Teil in Baracken, zum Teil aber schon in Bergbauernhäusern, die aussehen wie dieses Haus hoch über Ebnat. Man möchte eine kühle Sachaussage machen: «So und so leben sie. Sie sind zufrieden. Tibet hat Berge, die Schweiz hat sie auch. Tibet hat Kühe, die Schweiz hat sie auch. Berge und Kühe sind gut, die Schweiz ist für Tibeter gut . . .» Doch da geht durch die kühlest Aussage plötzlich ein Vibrieren, das die Trauer der Flucht ebenso überspielt, wie es von ihr lebt — und das bewirkt, dass man die Gesichter dieser Tibeter nicht mehr vergessen kann. Ist die Tragödie dieser Flucht für uns überhaupt in ihrem ganzen Ausmass vorstellbar? Balten sind geflüchtet und Polen, Deutsche und Finnen, Kroaten und Türken, Sudanesen und Inder, Vietnamesen und Koreaner. Sie flohen: über die Grenze oder auch bis Amerika. Jedenfalls flohen sie in eine Welt, die sie begriff und die sie begriffen. Die Freiheit der Tibeter starb in einer Welt und wurde wiedergeboren in einer anderen.

*«Schwarzes Pferdchen, grosser Mond
Oliven im Sack meines Sattels
Wohl weiss ich die Wege,
Doch nach Lhasa komme ich nie.»*

Vier Männer hockten im Zimmer über dem Speiseraum. Man sollte das Bauernhaus über Ebnat kurz beschreiben. Es sei, sagte einer, der sich am besten ver-

ständigen konnte, fast wie sein Heimathaus in Nagtschukha, im Hochland Tschangthang. «Nur hat es mehr Fenster als das Elternhaus in Tibet. Heimatlich ist es hier: Der grosse Ofen im Speisezimmer ist wie der Kang, der bei uns die gute Stube von der Küche trennte. Der gewaltige Schornstein heizte das ganze Haus. Mit den Schweizer Berghöfen ist es wie mit unseren Häusern: Man wundert sich, wie viele Zimmer unter einem Dach unterzubringen sind. Hier im Ebnater Haus wohnen wir mit dreiundzwanzig Tibetern. Wir haben Kühe und Hühner — fast wie richtige Bauern. Aber der Hof allein kann uns nicht ernähren. Fast alle Männer arbeiten im Dorf.» Vier sind in der Bürstenfabrik, einer beim Maler, einer beim Gärtner, einer in der Mechanikerwerkstatt und einer, der Lama, in einem Architekturbureau. Nach wenigen Monaten hat das Schweizerische Rote Kreuz, das die Tibeter-Siedlungen betreut, schon erste Erfahrungen. Fräulein Schaub, die Leiterin des Heims, sagt: «Die Tibeter sind die geheiligsten, stillsten, höflichsten, fleissigsten Arbeiter, die wir jemals in der Schweiz gehabt haben. Ganz interessant ist aber, dass sie keinerlei eigene Initiative haben. Sie erfüllen Aufträge, aber sie haben eine seltsame Scheu, über den Auftrag hinaus zu denken.»

Die vier aus der Bürstenfabrik hockten auch am Sonntag zusammen, im Zimmer über dem Speiseraum. Der Würfel rollte auf blankgescheuertem Holzfussboden. Die vier sassen wie gemeisselt; architektonische Körper, die aus dem Traum noch nicht in die Bewusstseinswelt dieses Schweizer Bergbauernhofs erwacht zu sein schienen. Sie würfelten mit kleinen rechteckigen Fussknöchelchen (der Schafe) und mit einem Holzwürfel, auf dessen sechs Seiten je eine Silbe des «Om mani padme hum» eingraviert war. O du Edelstein im Lotus...

Werden wir je den Spannungsstrom im Leben dieser unserer neuen Nachbarn begreifen? Einiges, was man in deutscher Sprache versteht, kann man sich erklären lassen. Nie würde ich es wagen, das geheimnisvolle Zusammenwirken von Religion und Umwelt im Leben eines Tibetens zu deuten oder zu kommentieren. Der Regen zog graue Schleier vor die Fenster, und im erlöschenden Licht des Nachmittags — leise klickerten die Würfel, selbst schon auf Entrücktes bezogen — wäre das Vorhandensein der Heiligen denkbar gewesen. Diese vier Männer aus der Bürstenfabrik von Ebnat befanden sich in einem unglaublichen Einklang mit — wie soll man es sagen? — mit der Abwesenheit.

*Durch die Weite, durch den Wind
schwarzes Pferdchen, roter Mond
Der Tod starrt mich an
Von Lhasas Türmen.*

Sie sind freundlich, sehr höflich, sagen Dinge, die wir nicht verstehen, und lächeln, wenn sie uns nicht verstehen. Die älteren werden in der Schweiz sterben. Die jüngeren werden Deutsch lernen. Sonam Norzom wird bald heiraten... ach ja, Sonam Norzom. Ich glaube, dass ich den Namen richtig behalten habe. Sie erwartete strahlend ihren Bräutigam. Er wohnt in einer anderen Tibetersiedlung. Sonam Norzom hatte sich fein gemacht: den Kopf zierten drei bunte Bän-

der, bestickt mit Silbermünzen, Türkisen, Muscheln und Korallen. Bald wird sie heiraten, und ihre Kinder werden einen Pass bekommen, und in der Spalte Geburtsort wird «Ebnat» stehen.

Die Schweizer wissen, dass Sonam Norzom, ihr zukünftiger Ehemann und ihre Kinder die idealsten «Gastarbeiter» sind, die man sich denken kann: Gastarbeiter auf Dauer, die mithelfen werden, verlassene Bergbauernhöfe neu zu besiedeln und das Handwerk zu erhalten. Den 200 Tibetern, die aus indischen Flüchtlingslagern in die Schweiz gekommen sind, werden bald weitere folgen (sie haben bereits die Einreise-Erlaubnis) — und viele Hunderte mehr möchten sehr gerne die grosse Reise nach Europa wagen. Die meisten Tibeter in Indien sind krank: weil sie nicht satt werden und weil sie das Klima der Ebene nicht vertragen.

Das freie Bergvolk der Schweizer sieht in der Patenschaft für das Bergvolk der Tibeter eine menschliche und vielleicht auch eine historische Aufgabe. Nimmt man es so, dann führt auch eine Brücke von dem Besuch in Ebnat — der ja noch ganz im Strahlbereich der Flüchtlingstragödie steht —, dann führt von dieser Nüchternheit eine Brücke in die Welt des Wunderbaren, die vielleicht im Eisen-Hund-Jahr (1970), vielleicht im Holz-Stier-Jahr (1985), vielleicht noch viel später beginnt: die Besten, die Edelsten sollen wieder zurück nach Tibet. Der Dalai Lama hat seinen Tibetern den Auftrag mit in die Schweiz gegeben, die Kinder im Geist der alten Traditionen zu erziehen, damit sie, wenn sie einmal wieder in die Heimat zurück dürfen, ein neues Tibet auf den Fundamenten des alten zu bauen vermögen. Die aber, die in der Schweiz bleiben, werden dann Rückgrat und Rückendeckung jener Pioniere sein, die ihr altes Land neu in Besitz nehmen.

*Ach wie lang ist der Weg
Ach, mein wackeres Pferd
Ach, wie der Tod auf mich wartet
Ehe ich in Lhasa bin.*

Im grossen Speiseraum des Ebnater Berghofs hängt ein Bild des vierzehnten Dalai Lama, des geistlichen und weltlichen Oberhauptes der Tibeter. Eine weisse Glücksschleife schmückt das Bild. Der Dalai Lama, der am 6. Juni neunundzwanzig Jahre alt wurde, lebt heute in der Nähe von Dharamsala, nördlich von Delhi in den Vorbergen des Himalaja. Seinen Bruder Thubten Dschigme Norbu, zweiundvierzig Jahre alt, hat er mit der Führung der internationalen Organisation für die tibetischen Flüchtlinge betraut. Beide — der Dalai Lama und auch Norbu — glauben, dass die grosse Katastrophe der letzten fünfundzwanzig Jahre (schon 1949 begannen die Rotchinesen mit der Besetzung) zu einer inneren Festigung der frei gebliebenen Tibeter führen kann. Zu einem guten, starken, neuen Nationalgefühl.

Wir werden ein Jahr warten und dann erneut Pasang Tsering, Tsering Wangmo, Pempa Lhamo und Sonam Norzom in Ebnat besuchen. Wir werden sehen, ob es den Tibetern möglich sein wird, den gewaltigen Traditionsbruch zu überwinden, ob die Schweizer

Geduld und Wärme genug haben, in die psychische Tiefenwelt dieser grossartigen, aber so unendlich fremden Menschen einzudringen. Für 1964, das nach dem tibetischen Kalender das achtunddreissigste Jahr des XVI. Zyklus ist, das Jahr des Holzes und des Drachen,

bleibt die Unruhe des Herzens: Europa und Asien haben sich berührt, mythische Urbilder sind aufgetaucht. «Lha Gje Lo!» Die Götter sollen siegen! Nie zuvor aber standen sie in einer solchen Stunde der Bewährung.

VOM DACH DER WELT IN DIE SCHWEIZ

Von Grete Pröbl

Am Dachrand des Bauernhauses in Oetwil über dem Zürichsee, in dem die jüngste tibetische Flüchtlingsgruppe aus Indien seit März dieses Jahres lebt, weht eine Girlande von Fähnchen in Rot, Blau, Grün und Weiss, den Landesfarben der fernen, verlorenen Heimat.

Da flitzen auch schon zwei Buben um die Hausecke und auf uns zu, braunhäutig, mandeläugig und plattnasig, geben uns die Hand und sagen «Grüezi»; dann sind sie wie der Wind wieder fort. Wir gehen um das stattliche Haus herum, hinter dessen Rückseite sich weite Hügellandschaft dehnt, mit Obstbäumen, Feldern, Weiden und Wald. Zwei alte Birnbäume stehen dicht bei dem Haus, und in ihrem Schatten sitzen zwei Tibeterinnen und weben, in derselben primitiven Art, wie sie es als Nomadenfrauen, die ja keinen Webstuhl mit sich herumschleppen konnten, in Tibet gewohnt waren. Das eine Ende der Kettfäden ist am Baumstamm befestigt, das andere Ende haben sie sich um den Leib geschlungen; so sind sie selber Webstuhl und Weberin. Die Füsse werden gegen ein in den Boden geflochtenes Brett gestemmt. So weben sie knapp zwanzig Zentimeter breite Streifen in tibetischen Mustern und Farben. Sie tragen ihre langen Röcke und einfache Blusenfähnchen; die bänderdurchflochtenen Zöpfe hängen herunter oder sind als Kranz um den Kopf gelegt, bunte Ketten und breite Armreifen sind ihr Schmuck. Neben ihnen krabbelt ein Baby im Laufstall, und in einem der Birnbäume hangeln die grösseren Tibeterkinder, wendig wie eine Affenschar, in den Zweigen herum.

Vier Familien sind mit dieser achten Gruppe in die Schweiz gekommen, vier Männer, vier Frauen und neun Kinder, dazu ein Gruppenleiter und ein Dolmetscher. Im Oktober 1961 kamen die ersten, aus Nepal damals, wohin sie vor dem chinesisch-kommunistischen Terror geflüchtet waren.

Rund zweihundertfünfzig Tibeter sind bisher vom «Dach der Welt» aus ihrem viertausend Meter hoch liegenden Land in die Alpenberge umgesiedelt worden. Diese Umsiedlung ist ein Experiment, denn zwischen Tibet und der Schweiz liegt nicht nur die halbe

Erde, sondern es geht auch darum, Angehörige eines der verschlossensten Völker Asiens in europäische Lebensverhältnisse einzuführen. «Am Anfang habe ich geglaubt, ich würde die Tibeter allmählich verstehen lernen», sagte uns die Leiterin des Waldstatter Tibeterheimes, «aber jetzt weiss ich, dass ich ihr Wesen niemals begreifen werde.»

Ich muss an einen deutschen Kaufmann denken, der vierzig Jahre in Japan gelebt hat und mir ähnliches erzählte. Nach einem Jahr habe er geglaubt, er kenne die Japaner nun etwas, nach vierzig Jahren war ihm klar, dass er nicht mehr von ihnen wusste als am ersten Tag. Einem europäischen Schriftsteller, der nach Japan kam, um ein Buch über die Japaner zu schreiben, gab er den Rat: «Schreiben Sie bald, denn wenn Sie erst ein paar Jahre hier gelebt haben, können Sie nicht mehr über Japan schreiben.»

Das ist Asien. Höflichkeit und Dankbarkeit sind bei den Tibetern sogar religiöse Gebote, und sie werden nie ein Wort der Trauer oder Unzufriedenheit äussern. Im Gegenteil: «Wir sind hier wie im Himmel», sagen sie. Und das ist nicht nur eine Floskel des Dankes für die Hilfsbereitschaft. Denn sie kommen aus tiefem Elend. Zwangsarbeit, Hunger, Krankheit, Sterben — das war es, was sie in Tibet und dann auch in den Zufluchtsländern erwartet hatte. 76 000 tibetische Flüchtlinge leben in Indien, Nepal, Ladakh und den Fürstentümern Sikkim und Bhutan, den Randländern Tibets, und der Dalai Lama, der jetzt in Dharamsala, im indischen Vorland der Himalajaketten, sein Asyl hat, versucht, den versprengten Scharen den religiösen und nationalen Zusammenhalt zu geben.

Auch an der Schweizer Hilfsaktion nimmt er grossen Anteil. Jeder Flüchtlingsgruppe hat er einen Lama mitgegeben, einen Priester, der die tibetische Kultur, Sprache und Religion pflegen soll. Zwar bekommen die Tibeter von den Schweizer Lehrern Unterricht in den Elementarfächern, im Lesen, Schreiben und Rechnen; die kleinen Tibeter besuchen die Schweizer Kindergärten und die grösseren die Volksschulen. Durch ihre Lamas aber sollen die tibetische Sprache, die reli-



giösen Bräuche und die schöne, alte, steil gemalte Schrift geübt und lebendig erhalten werden.

Doch schon da zeigen sich Schwierigkeiten, vor allem bei den Gruppen, die nun schon länger in der Schweiz sind. In Oetwil ist das ganze Haus noch voll religiöser Atmosphäre. Das Bild des Dalai Lama hängt in fast jedem Raum, über kleinen Altären mit Buddh Bildern und frommem Gerät — weisen «Glücks-schärpen», Gebetsmühlen, Trommeln, zu deren Rhythmus die frommen Sprüche gemurmelt werden, Butterlämpchen und sieben mit Wasser gefüllten Schalen. Der Gruppenführer versammelt seine Schar allabendlich zu einer Andachtsstunde um sich, und einige Familien halten noch besondere Gebetszeiten ein. In andern Gruppen hat sich die Einstellung der Tibeter zu ihrem Lama allmählich gewandelt. War es im Priester-

staat Tibet selbstverständlich, dass das Volk seine religiösen Führer unterhielt und ernährte, so sehen sie nun in Europa, dass jeder arbeiten und für sich selber sorgen muss, und die Passivität ihres Priesters erscheint ihnen wie ein Drohendasein. Sie verlangen, dass auch er Arbeit anfasse, und manche junge Lamas in der Schweiz haben selber den Wunsch geäußert, tätig zu sein. Der in Waldstatt nicht mehr benötigte Dolmetscher Champa absolviert in Basel eine Lehre als Zahntechniker. Denn inzwischen haben die Tibeter so viel Deutsch gelernt, dass sie keine Mittelsperson mehr brauchen. Ganz zu schweigen von den Kindern, die fließend Schweizerdeutsch sprechen.

Die Frauen halten zäh am Tibetischen fest, verwahren die europäische Kleidung, die sie in Mengen geschenkt erhalten haben, für die Rückkehr nach

Tibet (so sagen sie jedenfalls), tragen ihre langen Röcke und die Haare in für europäischen Geschmack unkleidsamer Form. Das wäre noch nicht schlimm; im Gegenteil, die Schweizer wollen ja, dass die Tibeter ihre Tradition wachhalten. Aber in den tibetischen Familien selber gibt es deshalb Schwierigkeiten. Denn die Männer haben sich bereits assimiliert, sie tragen die neuen Kleider gern, sie kommen an ihren Arbeitsplätzen mit ihren Kollegen viel rascher in Kontakt mit der neuen Umgebung als die Frauen, die abgeschlossen in den Heimen bleiben, die Hauswirtschaft machen, weben und sich um die Kinder kümmern. Ja, die tibetischen Männer sprechen sogar mit ihren Kindern deutsch — und sie sehen sich auch schon nach Schweizer Frauen um.

In der Waldstatter, der ersten Gruppe also, gab es besondere Schwierigkeiten durch die Zusammensetzung. Ausser drei Familien waren auch noch acht junge, ledige Männer und drei Waisenkinder dabei. Inzwischen sind mit den folgenden Gruppen auch unverheiratete Tibeterinnen in die Schweiz gekommen, und man hat durch Austausch versucht, «Ehen zu stiften», was in zwei Fällen auch gelungen ist.

Noch schwerer ist es mit den drei Waisen. Sie sahen Schwester Erika, die das Waldstatter Heim leitete, als ihre Mutter an, Buchung vor allem, der jetzt vier Jahre alt ist und nur eines nicht versteht: dass sie ihn nicht nähren will. Denn die Tibeterinnen nähren ihre Kinder jahrelang, und was die tibetischen Mütter in dem Heim ihren Kindern gewähren, das erwartet Buchung auch von seiner Ziehmutter, die er für seine leibliche hält. Da nützt es gar nichts, dass sie ihm erklärt, sie sei gar nicht seine Mutter, sie sorge nur für ihn. «Das sagst du mir nur», hat er ihr darauf geantwortet, «du bist meine Mutter». Vielleicht lockert sich Buchung enge Verbindung zu Schwester Erika, wenn er in die Schule geht.

Indien, das selbst die höchste Arbeitslosenzahl in der Welt hat, hat die tibetischen Flüchtlinge zwar grosszügig aufgenommen, aber Arbeit hatte es kaum für sie. Nur schwerer Strassenbau bot sich als Arbeitsmöglichkeit an, im Schlamm, im heissen, feuchten Klima. In Zelten am Wegrand zog man mit der Arbeit mit, und die Kinder starben wie die Fliegen unter den elenden Lebensbedingungen. Deshalb wurden sie, wenn irgend möglich, in die Kinderstation nach Dharamsala, die von einer Schwester des Dalai Lama geleitet wird, gebracht. Aber die Ueberfüllung dort ist schrecklich, zu fünf und sechs liegen sie quer im Bett, und Hunger und Krankheit fordern täglich ihre Opfer. So waren auch die für die Schweiz ausgesuchten Familien in den letzten Jahren meist getrennt, und die angeborene emotionale Zurückhaltung erschwert das Zusammenfinden noch mehr.

Ein eigenartiges Bild, die tibetischen Frauen am elektrischen Herd, mit Küchenmaschinen, Waschapparaten und Bügeleisen hantieren zu sehen, mit einer lautlosen Selbstverständlichkeit, als ob sie es ein Leben lang gewohnt seien. Die geschickteste unter ihnen in der Waldstatter Küche, eine «Perle», wie Schwester Erika sagte, hat ihre vier Kinder auf der

Flucht durch den Himalaja verloren. Alles, was sie in die Hand nimmt, gerät ihr, wie auch einer anderen noch jungen Frau, die an der Nähmaschine sitzt und einen Tibeterrock näht, aussen schwarzes Tuch, innen grellbuntes Futter. Sie hat sogar ihren Webstuhl auf die Flucht mitgenommen und ihn hier wieder aufgestellt. Anfang dreissig soll sie sein, aber die Tibeter wissen alle nicht genau, wie alt sie sind, wie ihnen überhaupt Zeitbegriffe erst langsam beigebracht werden mussten.

Die Leiterin des Oetwiler Heimes hat in jedes der Zimmer, in dem die Tibeter Familien wohnen, einen Wecker gestellt. Die Alten nehmen wenig Notiz davon, aber die kleinen Tibeter haben Spass an diesem «Mobile». Nach der Mittagsmahlzeit müssen sie eine Ruhestunde halten, bis zwei Uhr. «Zwei Uhr» sagt ihnen nun gar nichts, aber sie wissen, wie die Zeiger stehen müssen, damit sie sich wieder rühren dürfen, und bis dahin sind sie wirklich mucksmäuschenstill. Dann aber geht ein Höllengepolter los, die Treppe hinunter und hinaus in den Garten, auf die Wiese.

Ihre Lieblingsbeschäftigung ist Zeichnen. Stundenlang können sie mit Papier und Buntstiften stillsitzen. Wochen hindurch malten sie nur Flugzeuge, Blumen und Fähnchen — die Eindrücke ihrer weiten Reise und des Empfanges in der Schweiz. Im Augenblick sind Bäume das Hauptmotiv. Dabei mussten sie erst «spielen lernen», als sie vor einigen Monaten hier ankamen. Ganz apathisch sass sie zuerst herum, mit grossen Köpfen auf ausgemergelten Körperchen, voll Ausschlag und mit Durchfall behaftet. Und jetzt sind wilde Rangen aus ihnen geworden, die beim Spiel keine Gefahr kennen und schon vieles verstehen, was man auf deutsch zu ihnen sagt.

Nur eine Grössere tut sich schwer. Sie ist etwa fünfzehn Jahre alt, und während die Kleinen turnen oder Bilder malen, sitzt sie da und liest in singendem Tonfall aus einem tibetischen Legendenbuch. Krankenschwester möchte sie werden; wahrscheinlich hat sie in der Kinderstation in Dharamsala, wo Schweizer Aerzte und Schwestern arbeiten, die Not mit offenen Augen gesehen. Ein Bruder von ihr war in Indien gestorben, kurz, ehe die Familie in die Schweiz kam.

Mit den Tibeterkindern dieses Alters ist es schwierig, überhaupt ist die ganze Akklimatisation eine Generationenfrage. Die erwachsenen Tibeter, die Frauen vor allem, werden eine Fremdheit in unserem europäischen Lebensklima wohl nie ganz verlieren. Alle hoffen auf Rückkehr nach Tibet, auch wenn es «noch fünfzehn bis zwanzig Jahre» dauern kann, wie einer sagte. Die kleineren und kleinen Kinder aber, die zum Teil schon in der Schweiz geboren wurden, und durch Schweizer Spielkameraden, durch Kindergarten und Schule in abendländischen Lebensgewohnheiten aufwachsen, werden vielleicht ihrer tibetischen Heimat so fremd, dass sie, selbst wenn je die Möglichkeit einer Rückkehr bestünde, das Hierbleiben vorzögen. Vielleicht heiraten sie sogar Europäer und Europäerinnen und setzen «Eurasier» in die Welt?

Mit den grösseren Kindern aber, wie mit dem fünfzehnjährigen Mädchen in Oetwil, ist es nicht so

einfach. Sie sind schon zu alt, um die Schweizer Schulen zu besuchen; man kann sie ja schliesslich nicht zwischen die Erstklässler setzen. Da bleibt nur Privatunterricht in den Elementarfächern übrig; aber auch das genügt kaum, um den theoretischen Stoff für das Schwesternexamen bewältigen zu können, der gute Wille zum Pflegen allein reicht für diesen Beruf noch nicht aus. Ein Mädchen in Waldstatt (die Tibeter sagen, es sei neunzehn, die Schweizer schätzen es auf zwölf oder dreizehn Jahre) ist in einer ähnlichen Situation. In der Schule kam es nicht mit, darauf er-

hielt es privaten Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen, und nun lernt es bei einer Schweizer Familie den Haushalt.

Auch mit all diesen kleinen Randproblemen müssen sich diejenigen befassen, in deren Händen die Hilfsaktion für die tibetischen Flüchtlinge liegt, die eine gemeinschaftliche Aufgabe des Vereins Tibeter Heimstätten und des Schweizerischen Roten Kreuzes ist. Ueber allem steht aber der Rotkreuzgedanke: zu helfen und Not zu lindern, wo in der Welt Elend herrscht und Hilfe gebraucht wird.

UNSERE URTEILE BESITZEN NUR AUGENBLICKS- GÜLTIGKEIT

Erfahrungen in unsern Tibeterheimen

Von Marguerite Reinhard

Noch ist die Zeitspanne, seit der die 235 Tibeter in Gruppen in unserem Lande leben, zu kurz als dass wir uns ein Urteil über Erfolg oder Nichterfolg ihres Einlebens anmassen dürfen. Die meisten Schlüsse, die wir heute ziehen, besitzen Augenblicksgültigkeit und können morgen schon überholt sein. Eines aber dürfen wir füglich feststellen: Die Tibeter haben den ungeheuren Schritt aus einem östlich-frühmittelalterlichen theokratischen Feudalstaat in einen modernen, überzivilisierten westlichen Industriestaat erstaunlich gut vollzogen.

Wohl sind da und dort Schwierigkeiten aufgetreten, deren Keim vor allem in unseren eigenen Auffassungen und Erwartungen lag, die sich mit der östlich-mittelalterlichen Seele des tibetischen Volkes nicht immer in Einklang bringen liessen. So bedurfte es und bedarf es immer noch von beiden Seiten wohlwollender Anstrengungen, sich gegenseitig anzupassen und da, wo die Sprachen sehr verschieden sind, in beidseitiger Bemühung eine neue Sprache des Verständnisses zu finden.

So hatten wir zum Beispiel die Kluft, die zwischen den verschiedenen sozialen Ständen einer mittelalterlichen Gesellschaft sehr tief ist, nicht in ihrer ganzen Ausprägtheit in Betracht gezogen. Diese Kluft hat sich anfänglich in einigen Gruppen — nicht in allen — besonders unter den Frauen, die wegen ihrer bewahrenden Haltung weniger anpassungsfähig sind,

nachteilig ausgewirkt. Seien wir aber gerecht! Wenn wir uns vorstellen, die Umstände hätten vor einigen Jahrhunderten bei uns eine städtische Hocharistokratin, eine Landedelfrau, einige Stallmägde und leibeigene Frauen gezwungen, in einem kleinen, engen Haus zusammenzuwohnen, am selben Tisch zu sitzen, dieselben Arbeiten zu verrichten, der genau gleichen Behandlung teilhaftig zu werden ohne Unterscheidung des Standes, so führen wir uns ungefähr die Lage vor den inneren Blick, der sich die tibetischen Frauen in unseren Gruppen gegenübersahen. Zuerst versuchten die Frauen der höheren Stände ihre Vorzugsstellung zu wahren, doch hatten die aus dem Volk bereits in Indien sehr wohl gelernt, dass es im Flüchtlingsdasein keine Standesunterschiede mehr gibt. Diese Auffassung fanden sie in unseren Heimen dadurch bestätigt, dass die Betreuerinnen des Schweizerischen Roten Kreuzes allen Frauen dieselben Rechte zugestanden und ihnen dieselben Pflichten auferlegten. Da und dort holte eine der ehemals hochgestellten Frauen ein durch alle Gefahren der dramatischen Flucht mitgeschlepptes Photoalbum hervor, schlug die Seiten auf und wies anklagend auf die Zeugen einstiger Bevorzugung: «Da! So Amala einst gelebt. So! Grosses Haus. Viel Gesinde. Viel Schmuck. Nie Arbeit. Nie!» Dann, die Hände betrachtend, vorwurfsvoll: «Damals Amala schöne Hand. Hier viel arbeiten.»